Anett Kollmann
Kein Glück ohne Freiheit

Anett Kollmann

Kein Glück ohne Freiheit

Die Familie Schopenhauer

RECLAM

Die Autorin dankt der Karin-und-Uwe-Hollweg-Stiftung in Bremen, die die Entstehung des Buches mit einem Stipendium gefördert hat, und der *Casa di Goethe* in Rom für einen bereichernden Forschungsaufenthalt.

2022 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Dieses Werk wurde vermittelt durch Aenne Glienke | Agentur für Autoren und Verlage.

Druck und buchbinderische Verarbeitung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck
Printed in Germany 2022
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011251-9

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

»Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich, jede unglückliche Familie ist unglücklich auf ihre Art.« 7
1 Ohne Allfanzereien 9
Der Bräutigam 11
Die Braut 18
2 Eiche und Efeu 29
Verheiratet 31
Unterwegs ins Land der Freiheit 37
Vornehmes Badeleben 40
Paris, Wunder der Welt 45
Londoner Zustände 49
3 Kommen und Gehen 54
»Ein Sohn geboren!« 55
Empörte Bürger 57
Die Preußen kommen, die Schopenhauers gehen 60
Hamburg 61
»Merkwürdige Bekanntschaften« 65
Ein zartes Kind 68
Das Ende eines Traumes 73
4 Reisen als ›Erkenntnis aus der Betrachtung der Dinge selbst‹ 80
Los geht's 82
London 84
Denkmäler und Menschen 88
Schauder und Grauen 94
Grenzerfahrungen – Finale in den Alpen 98
Der »Jammer des Lebens« 103
5 »Theuer erkaufte Unabhängigkeit« 107
Mitten im Krieg 112
Der Salon der Madame Schopenhauer 117
Ein Teetisch, kein Salon 122
Vom Kontor auf die Schulbank 128

6 Genies unter sich 132
Vom Teetisch zum Schreibtisch 135
Zanken mit Goethe 137
Zerreißprobe 140
Und Adele? 145
7 »Eine neue Bahn, ein neues Leben« 155
»Thorschluß« für die reiche Erbin 158
Schwarze Fäden im bunten Gewebe 164
Arthurs Frauen 171
8 Frauen mit »eigenem angeborenen Licht« 180
Mutter und Tochter – »Wir sind verschieden« 181
»literarischmerkantilistisch« zur Bestsellerautorin 185
»Weimar konnte uns nicht mehr fesseln« 193
Adele und Sibylle … und Ottilie, Annette, Anna,
Henriette 202
9 Unvollendetes Glück 207
Noch einmal: Pinsel, Feder oder Schere? 211
Italienische Wiederbelebung 217
Rom! 219
»Einen Raffael zu sehen thut mir wohl,
ohne mich nachträglich zu verletzen« 222
Hinterlassenschaften 226
10 »Der Letzte der Abenceragen« 235
»Ich bin Ihnen viel zu gelehrt – viel, viel zu gelehrt« 239
Das Ende 248
Freiheiten 254

Anmerkungen 255
Literaturhinweise 286
Abbildungsnachweis 293
Register 294
Chronik 299

»Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich, jede unglückliche Familie ist unglücklich auf ihre Art.«

Als Tolstoi *Anna Karenina* schrieb, hatte er gerade Arthur Schopenhauers Schriften mit Begeisterung gelesen. Von der Familie des Philosophen wusste er nichts, aber dieser erste Satz des Romans scheint wie für sie erdacht.

Man könnte die Familiengeschichte der Schopenhauers als Seifenoper erzählen, als Tragödie griechischen oder zumindest melodramatischen Ausmaßes, als Emanzipationsdiskurs, Entwicklungsroman, Krisenbericht, Seelenschau oder Epochenstudie. Die Lebensläufe der Eltern Heinrich Floris und Johanna sowie der Kinder Adele und Arthur bergen all dies in ungewöhnlichem Maß. Sie verbinden sich mit der Zeit- und Geistesgeschichte – und sie sind ihr zugleich seltsam voraus: Zu einer Zeit, in der die Druckfarben der Illustration bürgerlicher Bilderbuchfamilien noch feucht sind, erleben die Schopenhauers bereits deren Zerfall. Die idealisierten Bindungen zwischen Eheleuten, Generationen und Geschwistern zeigen sich als trügerisch und brüchig, die Familie als Raum der Tyrannei, als Schlachtfeld mit tiefsten Verletzungen, als Gefängnis aus Verpflichtungen finanzieller, moralischer und emotionaler Art, als glückloser Ort ohne Freiheit.

Point de bonheur sans liberté – ›Kein Glück ohne Freiheit‹ – lautete das Wappenmotto der Schopenhauers, und es meinte zunächst wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit. Dann brachte die Aufklärung den neuen Generationen einen individuellen Glücks- und Freiheitsbegriff nahe und mit ihm die Sehnsucht nach Selbstverwirklichung. Die Widersprüche zwischen Sollen und Wollen wurden zum Familienkonflikt, wenn die vererbten Lebensaussichten den persönlichen Neigungen, Wünschen und Hoffnungen entgegenstanden. Die Schopenhauers versuchten, »der endlosen Reihe aufgedrungener Existenzen« zu

entkommen – jede und jeder auf seine Art, miteinander, gegeneinander und ohneeinander. Und doch verwandt und so ähnlich in dem Mut, sie selbst und sich treu zu sein. Es ging um Selbstbehauptung, Einzigartigkeit und Emanzipation. Die aus familiären – patriarchalen wie matriarchalen – Zwängen gelöste persönliche Freiheit wurde zur Voraussetzung ihrer geistigen und künstlerischen Kreativität. Darin auch ihr Glück zu finden, war die Herausforderung.

Alle vier Leben verzeichnen tiefe Brüche, selbstgewollt oder aufgezwungen. Die dramatischen Wendepunkte und Krisen müssen nicht erzählerisch konstruiert werden, die Lebensläufe geben sie bereits vor.

Biographien sind immer Behauptungen, Vereinnahmungen, ein Dialog mit den verstummten Stimmen, der dem Zeitgeist unterliegt. Bei den Schopenhauers handelt es sich um starke Charaktere, die polarisieren, beeindrucken und herausfordern – ihre Zeitgenossen und auch ihre Biographinnen und Biographen. Ihr Wille zu Glück und Freiheit war unbedingt und rebellisch, ein moderner Individualismus, der darin seiner Zeit voraus war.

1

Ohne Allfanzereien

Danzig, 16. Mai 1785. Heinrich Floris Schopenhauer hatte gut gewählt. Glaubte er. Die Braut war jung, noch keine neunzehn, hübsch und wohlerzogen, Tochter des Großkaufmanns und Ratsherrn Christian Heinrich Trosiener aus dem Haus schräg gegenüber. Ihre Familie war gerade so wohlhabend, dass sie weder allzu sehr von der Verbindung profitierte noch der Gattin jene Eitelkeit erlaubte, die verwöhnte Töchter reicher Väter mit in die Ehe brachten. Sie würde seinen Geschäftsfreunden mit der gebotenen Anmut Tee servieren und mühelos mit ihnen Französisch und – extravagant für eine junge Frau – Englisch parlieren. Weitere eheliche Annehmlichkeiten würde er ihr selbst beibringen. Sie würde heiter und dankbar an seiner Seite den Platz einnehmen, den das Leben einer Kaufmannstochter zuwies. Er irrte sich.

Der Bräutigam hatte sich Zeit gelassen: Er war achtunddreißig, fast ein Hagestolz, als er am 10. April 1785 bei den Trosieners um die Hand ihrer ältesten Tochter Johanna bat. Dann konnte es ihm nicht schnell genug gehen. Kaum fünf Wochen dauerte die Verlobungszeit. Wollte er das Heiratsgeschäft schnell abschließen oder hatte er sich ernstlich verliebt? Er scheute keine Ausgaben, um die Verlobte mit kostbaren Kleinigkeiten zu überraschen. Nicht nur sonn- und feiertags, sondern jeden Tag verwöhnte er sie mit frischen Blumen – da jetzt, meinte er, in seinem Kalender lauter Sonntage stünden.[1] Das waren ganz ungewohnte Töne von einem Mann, der sonst kühl, manchmal sogar schroff auftrat. Die Braut zeigte sich beeindruckt von der großmännischen Galanterie. Während draußen einer der kältesten und längsten Winter selbst im Mai kaum die Schneeglöckchen zum Knospen brachte, füllte sich die Kammer der zukünftigen Frau Schopenhauer von Tag zu Tag mehr mit Duft und Farben.

Nach alter Sitte waren die Hochzeiten der wohlhabenden

Danziger Kaufleute protzige Spektakel. Eine städtische Hochzeitsordnung beschränkte zwar, was als standesgemäß galt, doch die Aufsichtsbehörde dokumentierte regelmäßig Verstöße. Auch die Schopenhauers waren aktenkundig: Heinrich Floris' Großvater Johann Schopenhauer musste 1707 eine Strafe zahlen, weil er sechs Gäste zu viel eingeladen hatte, insgesamt 48 Florentin Bußgeld, acht für jeden Gast, und dem Vater Andreas wurde vorgeworfen, sich zum Fest unstatthaft ein neues Gefährt zugelegt zu haben.[2] An den Hochzeitstagen versammelten sich gewöhnlich frühzeitig Gaffer vor dem Familiensitz und an den Fenstern der Nachbarhäuser, um die herausgeputzten Gäste in ihren geliehenen Equipagen heranrollen zu sehen. Nach der Trauung im Elternhaus des Bräutigams hatten die Frischvermählten auf ihren Ehrenplätzen ein Fest voller Langeweile und Altherrenwitzen zu ertragen. Zum Tanzen war man zu vornehm, aber man trank reichlich, bis die ganze Gesellschaft aufbrach, um das Paar in einem Fackelzug unter den Anzüglichkeiten des Straßenvolks zur Hochzeitsnacht in das neue Heim zu führen. Alles gipfelte in der »Strumpfbands-Zeremonie«, deren Peinlichkeit in den besseren Kreisen dadurch gemildert wurde, dass nur eine Rolle Band unter die Herren geworfen wurde und nicht das intime Wäschestück der Braut.

Dieserart Protz und Peinlichkeit wollte Heinrich Floris sich und seiner Braut ersparen. Bei welchen weltlichen oder kirchlichen Instanzen er Mühe und Geld investiert hatte, um ihre Trauung zur Privatsache zu machen, hatte Johanna nie gefragt. Nach nur einmaligem Aufgebot traten die beiden am 16. Mai 1785 in der kleinen Kirche Aller Gottes Engel am Stadtrand in den Stand der Ehe. Johanna trug ein schlichtes weißes Musselinkleid und, als geringstes Zeichen ihres Brautstandes, einen Myrtenkranz im Haar. Direkt von der Kanzel und im Anschluss an den allgemeinen Gottesdienst wurde nur in Anwesenheit ihrer beider Eltern und Geschwister das Bündnis geschlossen und danach im Landhaus des Ehemannes ohne Aufwand gefeiert. Dort kam ein enger Kreis von Freunden hinzu, der sich bis

kurz vor Ankunft der kleinen Hochzeitsgesellschaft zu einem Mittagessen anlässlich des zweiten Pfingstfeiertages eingeladen glaubte.

Eine so diskrete Vermählung war im Danzig dieser Zeit einmalig und lieferte städtischen Tratsch für mehrere Wochen. Dass gerade die Schopenhauers auf ein prächtiges Fest verzichteten, war vielen Danzigern ein Rätsel. Andererseits nahm nur eine Familie wie diese sich die Freiheit, Sitten zu ignorieren, die ihnen nicht passten.

Der Bräutigam

Heinrich Floris stammte aus einer Familie mit kurzer, aber erfolgreicher Kaufmannstradition seit gerade einmal zwei Generationen. Die Schopenhauers waren seit Jahrhunderten in und um Danzig als Bauern ansässig. Heinrich Floris' Großvater Johann war zur Handelslehre in die Stadt geschickt worden und mit einer Danziger Kaufmannstochter als Ehefrau zurückgekehrt. Durch die Pacht des verschuldeten Stutthofs, der größten städtischen Domäne, begründete er einen soliden Wohlstand. Anders als seine Vorgänger machte er Gewinne, weil er die Mühle, die Brauerei und die Schnapsbrennerei kommerziell betrieb, statt nur Erzeuger zu sein. Er starb mit Mitte fünfzig und hinterließ zwei Söhne, von denen der Jüngere, Heinrich Floris' Vater Andreas, gerade fünf Jahre alt war. In der Obhut des Großvaters und eines Onkels mütterlicherseits wuchs er als Halbwaise unter Kaufmännern der Danziger Altstadt auf – und wurde selbst einer. Im Jahr seiner Mündigkeit 1741 starb auch sein älterer Bruder, was ihn zum Alleinerben des väterlichen Kapitals machte.

Der Nachlass war der Grundstein seines kaufmännischen Aufstiegs, der von Beginn an so glänzend verlief, dass Andreas Schopenhauer vier Jahre später eine der lukrativsten Töchter der Stadt als Braut für sich gewinnen konnte. Anna Renata Soermans war eine mehr als gute Partie. Ihr Vater Hendrik Soermans

stand an der Spitze der angesehensten und reichsten Großkaufmänner Danzigs. Er war zwanzig Jahre zuvor fast mittellos aus den Niederlanden eingewandert. Mit Fleiß und hart gegen seine Konkurrenten hatte sich der Neuankömmling in kurzer Zeit ein kaufmännisches Imperium aufgebaut, in dem der ehrgeizige Schwiegersohn als Compagnon der Firma Soermans & Schopenhauer ein willkommener Gewinn war. Außer dem Handelshaus mit dem Schwiegervater, das er bald allein führte, gehörte Andreas Schopenhauer eine Aschbude und eine Kraftmehlfabrik, in denen er die wichtigsten polnischen Handelsgüter, Holz und Weizen, verarbeiten ließ, was einen noch größeren Gewinn beim Weiterverkauf einbrachte. Pott- und Weedasche brauchte man als Flussmittel für die Glasherstellung und beim Bleichen, Seifensieden und Färben. In der Kraftmehlfabrik wurde das beste Getreide zu feinem Stärkemehl verarbeitet. Der Bedarf stieg stetig bei Zuckerbäckern, Pastetenherstellern und Köchen, aber auch bei Perückenmachern und Friseuren, seit ihre bürgerliche Kundschaft kulinarisch und modisch dem Adel nacheiferte.[3] Andreas Schopenhauer beteiligte sich am Bau von drei Schiffen und hielt Anteile an vier Seeschiffen.[4] Während der Inflation der 1750er Jahre trat er als gewiefter Bankier auf. Das brachte ihm den Ruf eines ›Danziger Fuggers‹ ein und einige höhere Geldstrafen wegen Übertretung der Münzedikte. Die Soermans und die Schopenhauers lavierten mit ihren Geschäften nicht selten an der Grenze des Zulässigen. Mehr als einmal hatten sie sich vor der örtlichen Handelsinstanz des Wettgerichts zu verantworten, weil sie die merkantilen Regeln zu ihrem Vorteil auslegten und mit ihren Transaktionen gegen die teils noch spätmittelalterlichen Handelsbräuche verstießen. Manchmal bekamen sie Recht, manchmal Bußgeldbescheide, die ihre Geschäftsbilanz jedoch nicht sonderlich belasteten.[5] Nachdem Danzig in drei Jahrhunderten durch seine Kaufleute zu einer prächtigen Stadt gewachsen war, gehörte das Aushandeln von Regeln zur lokalen Mentalität wie das Aushandeln von Preisen.

Abb. 1: Heinrich Floris Schopenhauer, um 1787

Danzig war eine Stadt der Kaufleute, vielsprachig und tolerant. Nichts zählte so sehr wie das Vermögen und der wirtschaftliche Erfolg, nicht der Adel, nicht die Gelehrsamkeit oder der Anstand. Auch Konfessionen und Nationalitäten waren unter den Kaufleuten gleichgültig. Stadtfremde in den unterschiedlichsten Trachten belebten die Gassen und machten die Danziger wohlhabend. Fast der gesamte Import nach Polen sowie große Teile des Exports gingen über den baltischen Hafen mit der günstigen geographischen Lage durch den freien Zugang zur Ostsee und die Weichsel als Wasserstraße ins Landesinnere.[6] Warenströme trafen aus allen Himmelsrichtungen ein und setzten ihren Weg erst fort, wenn sie nach dem Handelsprivileg gegen eine Stapelgebühr in den Speichern der örtlichen Kaufleute zwischengelagert und von ihnen zum Verkauf angeboten worden waren.

Stadtfremde durften nach hanseatischer Sitte bis auf wenige Wochen im Jahr nicht untereinander handeln. Danzig zog drei Jahrhunderte lang seinen immensen Reichtum daraus und bot mit grandiosen barocken Neubauten den Anblick einer blühenden Handelsmetropole, die zu ihren besten Zeiten wichtigen Handelskreuzen wie Venedig, Marseille oder Hamburg nahekam. Das *Handbuch für Kaufleute* von 1786 gibt für Danzig »in ältern Zeiten« eine Einwohnerzahl von »100 000 und darüber« an.[7] Als das Handbuch erschien, waren die fetten Jahre vorbei. Die Pestepidemie von 1708 hatte fast 25 000 Danzigern den Tod gebracht, Zuwanderer blieben aus.[8] Der Nordische Krieg und der polnische Erbfolgekrieg kosteten Stadt und Einwohnern ihre Vermögen. Sie hatten Kontributionszahlungen zu leisten, Befestigungsarbeiten zu finanzieren und Schäden zu verbuchen, die ihnen durch Freibeuterei, Belagerungen, Einquartierungen und die Plünderung der Domänen entstanden. Erst in den 1740er Jahren ging es wirtschaftlich zaghaft bergauf, ohne dass Danzig die Handelskraft der Hansezeit wieder erlangte. Der Weltmarkt war in der Hand neuer Akteure. Statt der niederländischen Geschäftspartner beherrschten nun englische Kaufleute den Danziger Handel. Die Niederländer lieferten weiter die Kolonialwaren Tee, Kaffee, Tabak, Reis, Zitrusfrüchte, Zucker und Gewürze wie Safran, Kardamom und Pfeffer. Die britischen Importe umfassten vor allem eigene Fabrik- und Manufakturwaren wie Tuche, Keramik, verarbeitetes Metall sowie Salz, schottische Heringe und englisches Bier. Auf ihrer Rückreise luden die Schiffe Flachs, Hanf und Wolle für die Textilhersteller, Holz und Chemikalien, zum Beispiel die polnische Exportspezialität Antimonium zur Veredelung von Metallen, für Spiegel und Teleskope und die Platten im Buchdruck sowie zur Goldreinigung.[9]

Auch die Pott- oder Weedasche aus Andreas Schopenhauers Aschebude war ein typischer Exportartikel. Im Namen der Firma Soermans & Schopenhauer wurden Kupfer und Rauchwaren aus dem polnischen Hinterland sowie Wolle aus dem Ermland verschickt. In ihren Speichern lagerte Handelsgut, das als Kolo-

nialware aus Westindien über Frankreich, England oder die Niederlande kam, um vor Ort oder weiter in den Osten nach Petersburg verkauft zu werden. Mit der Konjunktur der 1740er Jahre wurde in Danzig neben den Soermans nun auch der Name der Schopenhauers mit kaufmännischer Fortune und hohem Ansehen assoziiert. In Sachen Geschäftssinn und Unternehmergeist standen sie einander in nichts nach.

In diese Familie mit den vitalen Kaufmannsgenen wurde Heinrich Floris im Juni 1747 hineingeboren und erwies sich als tüchtiger Spross. Sein zweiter Vorname verband ihn mit den niederländischen Ahnen und, als gutes Omen, mit Florenz, dem Glanzstück von Bürgerlichkeit und Handel. Unter den fünfzehn Kindern, die seine Mutter zur Welt brachte, war er der Zweitälteste. Er scheint keine Zweifel an seiner kaufmännischen Bestimmung gehegt zu haben. Der Familientradition folgend absolvierte er eine Ausbildung in Danzig und im Ausland. Er reiste mehrere Jahre durch Holland, Frankreich und England, lernte die Landessprachen, übte sich in fremden Handelsgebaren und knüpfte Geschäftsbeziehungen. Insbesondere das Britische war so in Mode, dass er wie viele seiner Landsleute »nationalisiert Englisch, wieder in sein Vaterland zurückkehrte«.[10] Heinrich Floris las nach seiner Rückkehr regelmäßig die *Times* – denn aus diesem Blatte könne man alles lernen – und liebte alles, was von der Insel kam, vom Stil bis zum politischen System.[11]

Mit der französischen Lebensart wurde er als Volontär bei einem Geschäftspartner seines Vaters in Bordeaux bekannt. Die »Colonie germanique« agierte gewinnträchtig als merkantiles Relais zwischen den Bordelaiser Händlern mit ihren Karibikimporten und dem baltischen Marché du Nord, den die Franzosen nicht belieferten.[12] Johann Jakob Bethmann hatte 1741 mit einem Kompagnon das Handelshaus und die Reederei Bethmann & Imbert gegründet und nahm regelmäßig Kaufmannsnachwuchs in seinem Kontor auf. Er galt als strenger Lehrherr, der Pünktlichkeit, Gehorsam und konzentrierte Arbeit erwartete. Seine Angestellten standen um sechs Uhr auf, begannen ihren Arbeits-

tag gegen sieben und blieben oft bis acht Uhr abends im Kontor.[13] Die Ordnung in den geschäftlichen Abläufen hat Heinrich Floris so imponiert, dass er seine Belehrungen später oft mit einem »So hat es Herr Bethmann gehalten« quittierte und sein Kontor genauso straff führte.[14]

Anfang 1773 verließ Heinrich Floris Bordeaux, um in seiner Heimatstadt mit seinem jüngeren Bruder Johann Friedrich ein eigenes Unternehmen zu gründen.[15] Das *Handbuch für Kaufleute* verzeichnet die »Gebrüder Schopenhauer« als »Commissionairs in Getreyde, Asche, Salz, Leinwand und Holz« sowie mit ihren eigenen drei Schiffen unter den Reedereibesitzern.[16] Nach dem Aufschwung der Jahrhundertmitte standen die Zeichen wieder schlecht für den Kommerz in Danzig. Die Preußen, die das Land ringsherum nach der Ersten polnischen Teilung in Besitz genommen hatten, versuchten mit hohen Zöllen und anderen wirtschaftlichen Schikanen den Warenverkehr zu behindern. Doch auch die neue Generation der Schopenhauers hatte ein gutes Händchen für Geschäfte, nötigenfalls am Rande der Legalität. Die Firma in Person von Heinrich Floris wurde unter anderem 1783 vor dem Wettgericht angeklagt, Waren aus Polen günstig zu erwerben, bevor sie in Danzig auf dem freien Markt gelangen konnten. Als Strafe für den unerwünschten Direkthandel sollte er den erzielten Gewinn abgeben. Die Behörde konnte die Höhe der Geldbuße jedoch nicht ermitteln, da sich der Beschuldigte hartnäckig weigerte, unter Eid die Menge der so gehandelten Güter anzugeben, und auf seiner Handelsfreiheit bestand. Letztlich blieb es bei der Zahlung von schmalen 50 Talern.

Heinrich Floris' freier Geist zeigte sich nicht nur, wenn es um seine Geschäfte ging. Ganz im Sinn des Schopenhauerschen Familienmottos *Point de bonheur sans liberté* – ›Kein Glück ohne Freiheit‹ – war er ein überzeugter Republikaner. Seinen polnischen Hofratstitel trug er nie, und auf gar keinen Fall wollte er ein preußischer Untertan werden. Es hatte eine Offerte gegeben, 1773 nach einer Parade in Berlin, wo er dem Preußenkönig als neues Gesicht aufgefallen sei. Anekdotisch überliefert ist, dass

Friedrich II. ihn danach zwei Stunden lang in seinem Kabinett überzeugen wollte, sich in seinem Land anzusiedeln, möge er an Privilegien fordern, was er wolle. Der König dachte wohl an den Vorteil, bei seinen »calamitée de la ville de Dansic« einen ortskundigen Experten an der Hand zu haben. Das Handelsprivileg der Danziger und ihre Widerspenstigkeit ärgerten den Potsdamer Absolutisten. Selbstbewusst sahen sie sich als Bürger einer hanseatischen Stadtrepublik, vergleichbar den deutschen Reichsstädten und allein dem polnischen König verpflichtet. Heinrich Floris trotzte der Vereinnahmung und lehnte die preußische Staatsbürgerschaft ab.

Von seinem Republikanertum machte er 1783 noch einmal Reden, als Friedrich die renitente Stadt mit einer Blockade zu bezwingen versuchte – ein vergebliches Unterfangen angesichts der gefüllten Speicher und des offenen Zugangs zur See, über den täglich frische Lebensmittel geliefert wurden. Die Bürger machten sich die Pseudobelagerung zum Vergnügen. Sie feierten, tanzten und gingen provozierend herausgeputzt auf dem Stadtwall spazieren. Patriotische Glanznummern kursierten als Neuigkeiten – wie die von dem fetten Schwein, das verkleidet als kranke Mutter an den Posten vorbei in die Stadt geschmuggelt worden war, zum Gaudi für alle Belagerten. Der Kommandeur der militärischen Operation General Karl Albrecht Friedrich von Raumer hatte sich im Landhaus der Schopenhauers einquartiert. Als Ausgleich bot der unwillkommene Gast die freie Einfuhr von Futter für die geliebten Pferde des Gastgebers an. Der Anekdote nach ließ sich Heinrich Floris auch von diesem Angebot nicht korrumpieren: »Ich danke dem preußischen General für seinen guten Willen«, soll er geantwortet haben, »mein Stall ist für jetzt noch hinlänglich versehen, und wenn mein Vorrat verzehrt ist, lasse ich meine Pferde totstechen«.[17]

Die aufsässige Antwort verbreitete sich schnell und imponierte auch einer Achtzehnjährigen, die den Helden der Stunde bislang nur als Nachbarn kannte. Wenige Monate später war sie mit ihm verheiratet.

Die Braut

Johanna Trosiener hatte schon als Kind für Helden mit republikanischen Tugenden geschwärmt. Erst waren es die Römer der Antike gewesen, später die Generäle des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Wie hätte sie den Antrag eines Mannes ablehnen können, der diesen Freisinn verkörperte und dazu noch vermögend war?

Das wollte und konnte sie auch ihrer Familie nicht antun. Christian Heinrich Trosiener hatte zwei Probleme: keinen Sohn und vier Töchter. Die Familie gehörte zur wohlhabenden Mittelschicht, begütert, aber dennoch herausgefordert durch die Aufgabe, alle Töchter standesgemäß zu verheiraten. Der Vater betrieb eine »Groß-Handlung in Woll- und Seiden- und Weißwaaren«[18]. Er bezog seine Waren aus Frankreich und verkaufte sie in den Osten, nach Warschau, St. Petersburg und Moskau weiter. Umsatzverluste durch die preußische Annexion der polnischen Gebiete und die Zollschranken nach Russland trafen sein Unternehmen im Kern. Um nicht alles zu verlieren, beschloss er, das Kontor aufzugeben. Johanna war bereits aus dem Haus, als er 1789 mit seiner Frau und den verbliebenen drei Töchtern den Stutthof pachtete, jene städtische Domäne, die schon dem Großvater seines Schwiegersohns den Wohlstand gesichert hatte.

Die Trosieners hatten so nur eine Generation lang als Kaufleute bestehen können. Christian Heinrich stammte als Sohn eines Schuhmachers und Hökers aus der Handwerkerschicht, seine Frau Elisabeth war die Tochter eines Apothekers. Mit dem Reichtum der Schopenhauers konnte sich ihr Vermögen nie messen, dem Ansehen nach war Christian Heinrich Trosiener aber ein ebenso respektierter Mann in der Stadt. Die Bürger hatten ihn zum Quartiersmeister und zu einem der zwölf Ratsherren gewählt, ein Posten auf Lebenszeit. Johanna erinnerte sich an die imposante Erscheinung ihres Vaters, »groß und wohlgewachsen« und besonders stattlich, wenn er in seiner Senatorentracht zum Rathaus ging, dem »faltenreichen, mit Sammet breit

Abb. 2: Johanna Schopenhauer, geb. Trosiener, 1794,
Bleistiftzeichnung von Gustav G. Guibert

aufgeschlagenen Mantel von schwerer schwarzer Seide, der lockenreichen, weißgepuderten Allongeperücke, die bis auf den Rücken herabreichte«.[19]

In ihren Memoiren gibt Johanna lebhaft Auskunft über ihre Kindheit in Danzig und die ersten Jahre ihrer Ehe. Es sind Erinnerungen, rekonstruierte Vergangenheit, auch wenn die Verfasserin – mit einem Seitenhieb auf Goethe – darauf besteht, »die reine, unverfälschte Wahrheit, ohne jede Beimischung von Dichtung« zu erzählen. Kritische Leserinnen und Leser haben Grund zum Zweifel: Handelt es sich bei den Unstimmigkeiten um Erinnerungslücken oder doch um die Erfindung eines ganz persönlichen Bildungsromans, der eine Lebensleistung ins Licht setzen soll? Jedenfalls ist es nicht leicht, sich dem erzählerischen

Charme zu entziehen, der die Memoiren bis heute lesenswert macht. Und für diese Lebenszeit sind sie oft die einzige Quelle.

Sie habe immer und überall sofort jedes Herz erobert, erklärt Johanna darin selbstgewiss. In der Kleinkinderschule der Schwestern Chodowiecki war die Dreijährige unter den zwanzig Mädchen und Jungen schnell der »Liebling«, obwohl ihr das Stillsitzen schwerfiel. Wie dem Wochenblatt *Kinderfreund* entstiegen sah die Kleine aus, ein Bilderbuchkind: »im kattunenen Kleidchen, mit einer feinen weißleinenen Schürze und einer kleinen Flor-Dormeuse auf dem Kopfe, unter welchem ein gepudertes Toupet hervorsah«. Die betagte Mutter der beiden Schulleiterinnen ließ sie auf ihrem Schoß sitzen, wenn die anderen zu sehr tobten, und brachte ihr erste französische Plappereien bei. Als ihr Sohn, der Illustrator und Kupferstecher Daniel Chodowiecki, auf Familienbesuch in Danzig in der Spielstube seine Motive suchte, war es unter allen Kindern die niedliche Johanna, die er zeichnete, »meine ganze kleine Person, von dem bedormeuseten Köpfchen an bis zu den etwas einwärts stehenden Füßen«. Chodowieckis Tagebuch fasst den Moment weniger exklusiv: »Ich zeichnete mehrere Bildnisse von Kindern und gab sie ihnen«.[20]

Zu Hause wurde das Mädchen Hänschen genannt, eine Idee ihrer Mutter, die den Kosenamen von einer Reise nach Königsberg mitbrachte, wo man ein »kleines, allerliebstes Mädchen« so gerufen hatte. Wenigstens in den ersten Jahren ihrer Kindheit war Johanna auf diese Art ein Sohn, wie ihn sich jede Familie wünschte und wie ihn die Trosieners mit ihrem Erstgeborenen schon wieder verloren hatten. Die Tochter hat diese zeitweilige Aufwertung zum männlichen Spross genossen. Bildung und Weltläufigkeit waren in ihren Augen nur ausnahmsweise weibliche Attribute, die sie sich selbst als Vorzug gegenüber ihren Schwestern anrechnete, ein Dünkel, der das familiäre Verhältnis in späteren Jahren bis zum Zerwürfnis belastete.

Aus Hänschen wurde Jeanette, als der Vater beschloss, dass die Neunjährige von einer Gouvernante lernen sollte, was ihr

weder die Mutter beibringen konnte noch der Hauslehrer Kuschel, ein Kandidat der Theologie, der sie seit drei Jahren in Geographie, alter und neuer Geschichte, Mythologie und Literatur unterrichtete. Auch Doktor Richard Jameson, Prediger der englischen Gemeinde, der das Nachbarskind von Beginn an mit viel Freude über die Dinge der Natur belehrte, war nicht der richtige Mann dafür. Zunächst wurde ein Tanzmeister ins Haus bestellt und auch ein Klavierlehrer, den Johanna aber bald nicht mehr sehen wollte, weil der Griesgram ihr »einen hölzernen Kopf« attestierte, obwohl alle anderen ihr Spiel lobten. Dem einzigen örtlichen Sprachmeister, »einem alten, stumpfen Franzosen«, erging es ebenso.[21] Auch ein Zeichenlehrer, der den Ansprüchen der Schülerin genügt hätte, war in der ganzen Stadt nicht zu finden. Die Danziger Bürgermädchen hatten keine große Wahl bei der Unterweisung. Die Kaufleute investierten viel in die Ausbildung ihrer Söhne, aber wenig in die Erziehung ihrer Töchter: »zum Klavier singen, ein paar Polonaisen oder ein Masurek recht taktfest aborgeln, ein Menuett regelmäßig tanzen und höchstens ein paar französische Redensarten ängstlich herausstottern« – mehr wurde nicht erwartet, beklagt Johanna in ihren Memoiren. Auch wenn sie die weibliche Bildungsmisere vielleicht ein wenig nachdunkelt, um ihre eigenständige Eroberung der Geisteswelt umso mehr erstrahlen zu lassen, ist ihre Kritik berechtigt. Es gab in Danzig keine Mädchenpensionate, in denen die Töchter auf das Gesellschaftsleben vorbereitet wurden. Die ausgebildeten Erzieherinnen, die sich aus den »Gouvernantenfabriken« der französischsprachigen Regionen über ganz Europa verteilten, hatten ausreichend Stellenangebote aus anziehenderen Orten als dem alten, abgelegenen Danzig. Die zweite Wahl, eine der preußischen Hugenottinnen, die sich in dem Fach versuchten, kam für die Trosieners nicht in Frage, waren sie in Dialekt und Benehmen doch eher berlinerisch als französisch.

Zu Johannas Glück hatte es die Untergouvernante einer schwedischen Prinzessin in die Stadt verschlagen. Die Dame umgab der nötige Abglanz von Noblesse, als sie dem Haus der

Trosieners »in einer Hofrobe von schwerem zitronengelbem Seidenstoff mit großen roten Blumen« ihre Aufwartung machte. Johannas Vater und ein Geschäftsfreund kamen überein, die distinguierte Lehrerin für ihre beiden Töchter zu engagieren. Die »Société des jeunes dames« der Mamsell Ackermann blieb ein erlesener Kreis. Nur ein Dutzend Mädchen durfte sich dort täglich fünf Nachmittagsstunden in der »gewandten Sicherheit des Betragens im häuslichen wie geselligen Verhältnis« schulen lassen. Die Kaufmannstöchter lernten »Anmut und Ruhe«, dass es sich nicht gehörte, die Türen zu werfen oder überhaupt laute Geräusche zu machen, schweren Ganges zu gehen und den Raum ohne einen formvollendeten Knicks zu betreten. Sie beschäftigten sich mit wenig alltagstauglichen Handarbeiten und lasen einander ihre Französischlektionen oder aus dem *Magasin des enfants* vor. Abwechselnd stand eine junge Dame als Gastgeberin der täglichen Teegesellschaft vor. Nach ihrer Erinnerung war Johanna auch hier »die erste Schülerin«, »der Liebling, der Stolz, die Freude, die Zierde« der Schule und ihrer Lehrerin. Johanna verbrachte vier Jahre in der Obhut der strengen Mamsell und nannte die »Société des jeunes dames« ihre akademische Zeit, vergleichbar einem männlichen Universitätsstudium.

Das »Tippelchen auf dem I« zum vollendeten Auftritt erwarb Johanna im Palais des russischen Residenten General Christoph de Petersen in Danzig. Einen Tag in der Woche verbrachte sie dort zur Gesellschaft von Sally Cramp, der Tochter eines früh verstorbenen englischen Bankiers und die Schwägerin des Hausherrn. Die Mädchen waren ungefähr im gleichen Alter, vierzehn, und verstanden sich aufs Beste, nicht nur, weil Johanna die Muttersprache ihrer neuen Freundin durch die tägliche Konversation mit dem englischen Nachbarn fließend beherrschte. Wieder war Johanna *everbody's darling*: »Ich hätte täglich kommen müssen, wäre es nach Sallys Willen gegangen«, und »auch außer meiner Spielgefährtin Sally hatten alle mich gern«. Bei ihren Besuchen lernte die Kaufmannstochter das private Leben in einem noblen Haus kennen, die verfeinerten Sitten und auch die düstere Stim-

mung in der unglücklichen Familie. Die um mindestens dreißig Jahre jüngere Gattin des Generals litt unter ihrem ehelichen Missgriff, und der übelgelaunte Hausherr hasste seinen kleinen Sohn. Anfänglich hatte Johanna den bitteren Ernst für ein Spiel gehalten, als der kaum Zweijährige so schnell er konnte das nächste Versteck unter dem Tisch oder hinter einer Fensterdraperie bleich und zitternd vor Angst aufsuchte, wenn der Vater den Raum betrat. Andererseits genoss der bürgerliche Gast nicht ohne Stolz ein paar Lektionen nobler Erziehung durch Sallys Hofmeisterin Miss Corderoy. Die englischen Manieren waren moderner und unterschieden sich von dem »gar zu steifen, förmlichen Wesen« der »Société des jeunes dames«. Man bewegte sich leichter und freimütiger als in der französischen Etikette, ohne deshalb gegen den Anstand zu verstoßen. Johanna ließ sich von der neuen Britishness infizieren, ihren französischen Rufnamen Jeanette behielt sie jedoch.

»Unter Sonne, Mond und Sternen gibt es kein glücklicheres Wesen als Miss in her teens«, resümierte Johanna im Rückblick auf ihre Jahre zwischen vierzehn und neunzehn. Seit ihrer Konfirmation galt Johanna als »erwachsene Mamsell« und ihre Erziehung als abgeschlossen. Wenn sie nun mit der Frau des russischen Diplomaten zeichnete, weiterhin erfolglos Klavier- und Gesangsstunden nahm oder mit Jameson die englische Literatur studierte – freilich nicht mehr abends bei ihm allein zu Hause –, dann waren das nun die Beschäftigungen einer jungen Dame, die darauf wartete, geheiratet zu werden.

Für ihre erste Abendgesellschaft bei Bekannten ihrer Eltern hatte man sie herausgeputzt wie eine Erwachsene: die hohe Turmfrisur säuberlich gepudert, gekrönt von einem Labyrinth aus Federn, Blumen und Perlen, das Fischbeinkorsett mit Eisenbügel zwang den Körper in die Gerade und die Taille in Wespenform, ein enormer Reifrock spannte das neue Kleid aus schwerer Seide, und die Füße tippelten in goldbestickten Schuhen mit wenigstens zwei Zoll hohen dünnen Absätzen, also um die sieben Zentimeter hohen Stilettos. Es folgte der Alptraum jeder

Debütantin: Die junge Dame stürzte auf der Schwelle zum Saal vor aller Augen der Länge nach hin und riss noch die Tochter der Gastgeber mit zu Boden. Für die kaum Vierzehnjährige wohl ein Moment größter Verlegenheit, in ihren Memoiren aber eine heitere Erinnerung, an der sie ihre Leserschaft ohne Scham teilhaben lässt.

Nach ihrem Debüt war sie auf dem Heiratsmarkt und bei vielen Anlässen der allgemeinen Begutachtung preisgegeben. Zum Glück hatte Johanna ihr Vergnügen an den Landpartien, Komödien, Tragödien, an den populären Operetten von Johann Adam Hiller, an Bällen und Konzerten, an Marionetten- und Kunstreiterdarbietungen. Sie entdeckte die umstrittene Welt der Romane, darunter halbverbotene Lektüren wie *Die Leiden des jungen Werthers*, ein erfolgreiches, aber fragwürdiges Werk, das höchst unmoralisch den Freitod populär machte. Verwirrt und ohne das Skandalöse begriffen zu haben, schmuggelte sie das Buch auf den Schreibtisch ihres Vaters zurück. Johanna schwärmte für die Zauberwelt des französischen Märchenerzählers Charles Perrault, für Klopstocks Oden und für die angelsächsischen Romane mit ihren engelsgleichen Misses, düsteren Schurken und edelmütigen Helden. Zuweilen wurden die englischen Rosen vorzeitig von der Schwindsucht dahingerafft, meist aber endete ihre Geschichte in alabasterfarbenen Seidenroben vor dem Altar.

Ganz anders stand es um die Liebe, wenn sie einen selbst traf. »Ich habe auch Tränen gekannt, damals, als das Herz auch in meiner Brust erwachte«, gesteht Johanna in ihren Memoiren und, »daß ich gerade unglücklich genug gewesen bin, um auch den süßen Schmerz der allmählich in Wehmut sich auflösenden herben Pein kennenzulernen«. Mehr erfährt man nicht. Nur kurz weicht sie von ihrem Vorsatz ab, die Welt mit ihren Herzensangelegenheiten zu verschonen. Wenn es sich nicht nur um eine späte dichterische Pointe ihrer frühen Jugend handelt (was bei einer versierten Romancière wie ihr nicht auszuschließen ist), bleibt sie hier auffällig verschwiegen. In Eheangelegenheiten, eigenen und fremden, ist sie weniger diskret. Aber Eheangele-

genheiten waren für sie keine Herzensangelegenheiten. Ganz vorromantisch trennte Johanna Ehe und Liebe, Sittenwelt und Gefühlswelt. Der kurze Abschnitt über den vorehelichen Liebeskummer reizt zu biographischen Spekulationen: Warum endete diese Jugendliebe unglücklich? War die Schwärmerei einseitig oder zu beschämend, um davon zu erzählen? War der Geliebte ein Durchreisender, vielleicht sogar ein Kunstreiter, wie eine Biographin meint, war er katholisch oder anderen unpassenden Glaubens, für eine Heirat nicht vermögend genug, nicht standesgemäß, zu jung?[22] Es bleiben Mutmaßungen oder Gedankenspiele wie das folgende.

Danzig, zur selben Zeit: Johannes, der Sohn eines Perückenmachers, liebt Jeanette, die Tochter eines Ratsherrn. Ihre Mutter entdeckt die heimliche Romanze, und das Paar wird entzweit. Ihm bleibt nur ein Schattenriss, auf dem sie ihm mit Geheimtinte ewige Liebe schwört. Der Danziger Schriftsteller Johannes Daniel Falk hat diese Jugenderinnerung 1805 veröffentlicht. Die Namen von Orten und lebenden Personen, schrieb er, seien darin oft absichtlich verstellt. Seine Jugendliebe Jeanette ist blond und hat »himmelblaue« Augen, unter ihren Geschwistern ist ein Bruder – eine bewusste Ablenkung von der brünetten Johanna Trosiener? Auch Falks Jeanette wird von einem vermögenden Kaufmann umworben, der für seine Braut »den ganzen Markt, an Tubrosen, Nelken, Tulipanen und andern der Jahreszeit nach noch seltenern Blumen auskauft«.

Die Fährte ist falsch, die Geschichte die gleiche, nicht dieselbe, aber typisch. Falks Jeanette ist nicht Jeanette Trosiener. Seine Jeanette weist den reichen Verehrer ab und ist selbstbestimmt, wie es der jungen Johanna Trosiener kaum in den Sinn gekommen wäre und der späten Johanna Schopenhauer nicht über die Lippen. »Was kann ich denn dafür, daß ich ihn, ungeachtet seines vielen Geldes, nicht leiden kann?«, fragt die literarische Jeanette. »Und soll denn etwa über ein Mädchenherz auf eben dem Fuß, wie über Hamburger Banko an der Börse, abgehandelt werden? Kurz und gut: ich bin fest entschlossen […]. Ich will nach